

Pieter van Os

Versteckt vor aller Augen

Eine Überlebensgeschichte

Ausgezeichnet
mit dem
Libris-Geschiedenis-
und dem **Brusse-**
Preis 2020

EUROPAVERLAG

EUROPAVERLAG

Pieter van Os

Versteckt vor aller Augen

Eine Überlebensgeschichte

Aus dem Niederländischen von
Annette Wunschel

EUROPAVERLAG

Für Henk und Heleen

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel *Liever dier dan mens. Een overlevingsverhaal* bei Uitgeverij Prometheus, Amsterdam, Niederlande.
© 2019 Pieter van Os

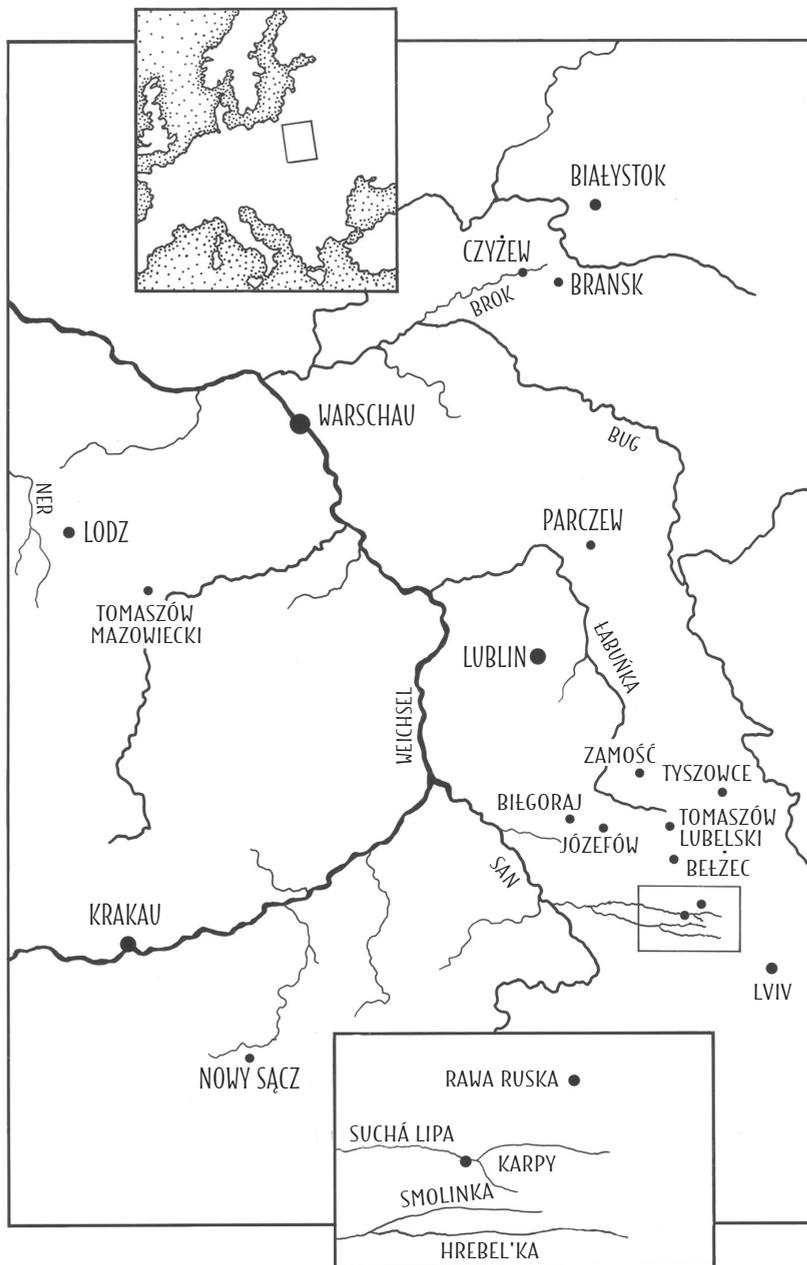
Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Diese Publikation wurde durch die freundliche Unterstützung der Niederländischen Stiftung für Literatur ermöglicht.

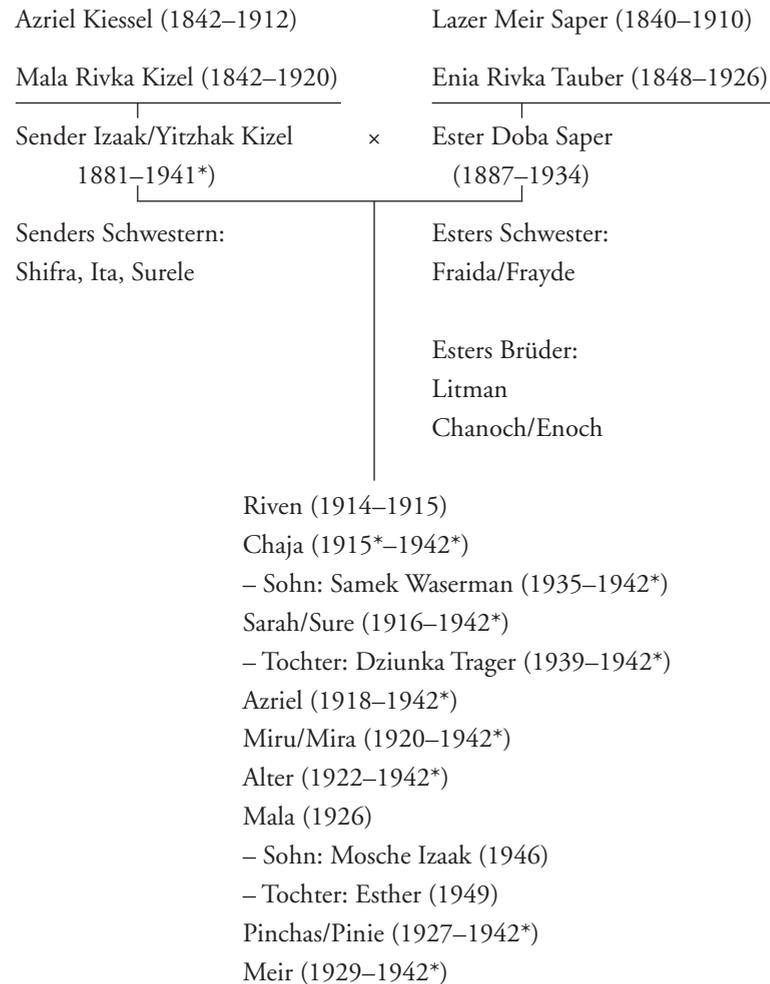
Dem Deutschen Übersetzerfonds dankt die Übersetzerin für die großzügige Förderung ihrer Arbeit.



© der deutschsprachigen Ausgabe 2022
Europa Verlag in der Europa Verlage GmbH, München
Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
Zürich, unter Verwendung eines Fotos von © Getty Images / Bettmann
Lektorat: Silwen Randebrock, Berlin
Layout & Satz: Robert Gigler, München
Gesetzt aus der Adobe Garamond LT
Druck & Bindung: Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-95890-428-6
Alle Rechte vorbehalten.
www.europa-verlag.com



Stammbaum



* Angabe ungesichert

Inhalt

1 Der Bug (Prolog) _____	11
2 Der Brok _____	28
3 Die Weichsel _____	59
4 Die Suchá Lipa _____	74
5 Die Smolinka _____	94
6 Die Hrebel'ka _____	108
7 Die Amstel _____	139
8 Die Weser _____	153
9 Die Neiße _____	183
10 Die Elbe _____	202
11 East River _____	239
12 Die Wolga _____	257
13 Noch einmal die Weichsel _____	270
14 Der Ner _____	287
15 Die Sołokija _____	305
16 Die Nysa Kłodzka oder östliche Neiße ____	321
17 Der Bober _____	339
18 Der Tannenreutherbach _____	365
19 Der Ajalon _____	390
20 Die Bosbaan (Epilog) _____	419
Dank _____	433
Personenregister _____	435

1

Der Bug (Prolog)

»Sammelt so viel wie möglich ... Sortieren können sie es nach dem Krieg.«

EMANUEL RINGELBLUM, Historiker

Einmal am Tag warf die Bäuerin beim Schweinefüttern im Stall die Essensabfälle ihrer Familie neben den Trog. Durch eine kleine Öffnung im Boden landeten die Abfälle bei den fünf hungrigen Menschen, die hier untergetaucht waren.

Unter dem Schweinestall würde niemand nach Juden suchen, hatte ihr Mann vermutet. Er behielt recht. Drei überlebten den Krieg, auch wenn sie bei der Befreiung keine Ähnlichkeit mehr mit den Personen hatten, die drei Jahre zuvor an seine Tür geklopft hatten.

Wenige Essensabfälle am Tag – davon kann ein Mensch auf die Dauer kaum leben, und tagelang in der Hocke auszuharren, richtet Körper und Seele zugrunde. Die beiden Untergetauchten, die nicht überlebten, wollten das Versteck im Weiler Godlewo Wielkie eigentlich nur kurz verlassen, um ein paar Habseligkeiten zu holen, die sie in der Nähe ihres eigenen Hauses versteckt hatten. Das hatten sie wahrscheinlich in der Hoffnung getan, sie könnten die Sachen mithilfe des Bauern oder direkt bei ihm gegen zusätzliche Nahrungsmittel tauschen, oder um sich besser vor Ratten, Frost, Regenwasser oder dem Gestank der Schweineexkremete zu schützen. Doch der kurze Ausflug wurde ihnen zum Verhängnis.

Den Bauernhof gibt es noch. Er dient heute im Garten eines später gebauten Hofes als Scheune. Sonne und Regen haben das Holz über die Jahrzehnte grau verfärbt. An den Mauern des etwa fünfzehn Meter entfernten neuen Hofes blättert der Putz ab; darunter treten große, achtlos aufeinandergemauerte Ziegel hervor.

Die Scheune weist in eine ferne Vergangenheit, der Hof in eine Zukunft, die auch schon wieder verstrichen ist. Er sieht aus wie ein Mini-Mehrfamilienwohnhaus, quadratisch mit Flachdach, zwei Stockwerken und zwei identischen Balkonen. Eine Satellitenschüssel rundet das Ganze ab. Die Balkone sind so winzig, dass sie allenfalls genutzt werden können, um den Müll draußen abzustellen. *Kostka PRL-owskas*, Kommunistenwürfel, nennen die Polen diese Höfe. Es sind Miniaturausgaben der Wohnhäuser, die während der Volksrepublik Polen (PRL) in den Großstädten wie Pilze aus dem Boden schossen, die sogenannten »błoki«.

Vier Jahre habe ich in Warschau, Polens Hauptstadt, gelebt, einer Stadt voller solcher Wohnhäuser. Von dort fuhr ich auf der Suche nach Personen und Orten in einem erschütternden historischen Zeugnis immer wieder in den Osten, meistens entlang des polnischen Flusses Bug. Während dieser Exkursionen versuchte ich mir die Würfelhäuser wegzudenken, denn eine der wenigen unverrückbaren Tatsachen in der Geschichte, der ich auf der Spur war, war die Zeit der Handlung: Sie liegt vor 1946, in einer Welt ohne Wohnbauernhöfe.

Deshalb konzentriere ich mich in dem Garten in etwa 100 Kilometer Entfernung von Warschau auf die Holzscheune. Denn sie hatte schließlich während des Krieges als Hof fungiert. Ausgehend von hier suche ich den Schweinestall, der dahinter oder daneben gestanden haben muss.

Die Untergetauchten haben das Erdloch zusammen mit dem Bauern und seinem Sohn im Sommer 1941 ausgehoben, kurz nachdem die Deutschen auch diesen Teil Polens besetzt hatten. Der Bauer, der Sohn und die Untergetauchten gruben bis in knapp zwei Meter Tiefe. Dafür benötigten sie zwei Tage. Ich kann die Stelle nicht finden, wo der Schweinestall ge-

standen hat. Leider gibt sich der heutige Besitzer des Bauernhofs keine besondere Mühe, ihn zu finden. Eine ziemlich seltsame Geschichte sei das, meint er, und wiederholt bis zum Überdruß, dass er den Besitzer aus den Vierzigerjahren nicht mehr kennengelernt hat. »Ich bin neu hier.« Angekommen ist er in den Fünfzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts; seither lebt er hier.

Eine polnische Freundin begleitet mich als Dolmetscherin. Auf der Rückfahrt nach Warschau fragt sie mich, was die Untertauchgeschichte auf dem Bauernhof mit dem Buch zu tun hat, an dem ich schreibe. Ich stammle ein paar Sätze, etwa dass die polnischen Juden, die sich bei dem Bauern versteckten, aus *Czyżew* kamen, einer Siedlung (heute Stadt), die bis 2010 *Czyżew-Osada* hieß und vor langer Zeit das Heimatschotel der Mutter meiner Protagonistin und ihrer Großeltern mütterlicherseits war. Der Bauernhof in *Godlewo Wielkie* liegt 6 Kilometer südlich davon. Außerdem, sage ich, geht es darin um jüdische Polen, die versuchten, auf dem polnischen Land zu überleben, was meine Hauptperson ebenfalls einige Monate lang versucht hat.

Meine polnische Freundin lacht. Wenn du so anfängst, kannst du die Reise endlos ausdehnen. Sie rechnet vor: In *Czyżew* waren 85 Prozent der Bevölkerung jüdisch, also umgerechnet ein paar Tausend Personen. Ist jeder einzelne ihrer Versuche zu überleben relevant für mein Buch? Sie rechnet schnell weiter: Im Polen von 1939 lebten rund 3,5 Millionen jüdische Staatsbürger, davon versuchten mehr als 250.000 auf dem Land unterzutauchen.

»Müssen wir jede dieser Geschichten kennen, damit wir die deiner Hauptperson richtig einordnen können?«

Die Hauptperson, von der sie spricht, ist eine Dame in Amstelveen, die in einer orthodoxen jüdischen Familie in einem Viertel in Warschau aufgewachsen ist, das später das Herzstück des Warschauer Ghettos bilden sollte: eine Art öffentliches Gefängnis, entworfen von den deutschen Besatzern. Sie hat den Krieg als einzige in ihrer Familie überlebt, allerdings nicht, indem sie unter Schweinen lebte, sondern indem sie sich als jemand anderes ausgab, sich in einer Zeit, in der die Identität darüber entschied,

ob man am Leben blieb oder nicht, verschiedene Namen und Lebensgeschichten zulegte.

Die polnische Freundin und ich schweigen. Ich tue so, als sei ich brennend an den Dutzenden, wenn nicht Hunderten Reklametafeln interessiert, an denen wir vorbeifahren. Oft trennen sie die Straße und einen ausgetrockneten Kanal von niedrigem Grasland und kleinen, frisch gepflanzten Kiefernwäldchen. Die Welt zwischen Czyżew und Warschau ist ziemlich eintönig. Die polnische Freundin fragt behutsam:

»Müssen wir wirklich noch nach Breslau, um Czesław Cholewicki zu sprechen?«

Der besagte Cholewicki ist der Sohn des Bauernpaares in Godlewo Wielkie, das Menschen unter seinen Schweinen versteckte. Nach dem Krieg zog er als Fünfzehnjähriger in den Westen des Landes, in ehemals deutsches Gebiet, das zu einem Teil Polens geworden war.

Die Neugier ist stärker als die Vernunft. Nur wenige Tage später sitzen wir nach weiteren Autostunden in einem Steinhaus in einem Bauernweiler bei Breslau auf dem Sofa. Vor uns der achtundachtzigjährige Cholewicki, der die Geschichte aus dem Gedächtnis erzählt. Ich mache einzelne Themen aus: Wie er und sein Vater unter dem Schweinestall eine Grube aushoben und aus zwei darüber gelegten Bäumen und einer Menge Äste und Schlamm einen neuen Estrich herstellten; wie die Untergetauchten durch die angebaute Hundehütte ein bisschen Luft bekamen und dass sie nachts kurze Zeit hinaus durften, um im Freien ihre verkrampften Glieder zu strecken; dass sein Vater dem Hund beigebracht hatte, keine Notiz von den Untergetauchten zu nehmen und der Hof glücklicherweise am Waldrand lag, sodass die Hunde der Nachbarn nicht schon beim ersten Geräusch und bei der ersten Bewegung in dem Erdloch anschlügen. Was das weitere Schicksal der Untergetauchten angeht, fasst sich Cholewicki kurz. Die beiden, die sich auf die Suche nach ihren Sachen gemacht hatten, fand sein Vater ein paar Tage später tot im Wald. Es sei unwahrscheinlich, dass die Deutschen sie getötet hätten. Es habe in der näheren Umgebung kaum welche gegeben, außerdem sei keine Kugel zum Einsatz gekommen.

»Die Deutschen waren dafür bekannt, dass sie Menschen mit Kugeln töteten und nicht mit Knüppeln oder Heugabeln.«

Die verbliebenen drei Untergetauchten harrten noch bis zum zweiten Tag nach der Befreiung im Frühjahr 1944 in ihrem Versteck aus. Dann kehrten sie zu ihren geplünderten Häusern in Czyżew zurück, die im Gegensatz zu den größeren Häusern am Hauptplatz nicht in den Besitz polnischer Katholiken übergegangen waren. Die Nachricht von ihrer Rückkehr verbreitete sich in Windeseile. Eine Gruppe bewaffneter Polen schaute auf der Suche nach Geld, Gold oder anderen Wertgegenständen bei ihnen vorbei. »Es herrschte die Vorstellung, dass Juden, die alles überlebt hatten, sehr reich sein müssten«, erklärt Cholewicki. »Aber diese Menschen besaßen nichts.«

Die bewaffneten Polen töteten den Vater, die Mutter und die Tochter, die zwei Jahre in dem Erdloch unter den Schweinen gelebt hatten. Anschließend zogen sie weiter zu dem Bauernhof in Godlewo Wielkie. Der Hund der Cholewickis kündigte ihr Kommen an. Der junge Czesław rannte durch die Hintertür ins Freie und versteckte sich im Gebüsch. Von dort hörte er, wie die Polen gegen seinen Vater wüteten.

»Wo ist das Judengold?!«

»Wo hast du es versteckt?!«

Die Männer fanden nichts. »Sie verprügelten meinen Vater so, dass er nicht mehr aufstehen konnte.« Er erlag wenige Tage später seinen Verletzungen.

Die polnische Freundin hat recht, es ist ein Seitenpfad, einer von vielen. Trotzdem glaube ich, dass dieser Ausflug relevant war. Nicht nur, weil sein bedrückendes Grauen exemplarisch ist für sämtliche Seitenpfade, auf die jeder stößt, der sich östlich von Berlin auf Zeitreise begibt, sondern auch, weil mir im Gespräch mit Cholewicki zum ersten Mal aufgegangen war, dass ich einer Illusion nachjagte. Ich hatte lange versucht, alles auszuradiieren, die würfelförmigen Bauernhöfe, die Reklametafeln, die wie Paläste gebauten Restaurants, die Hunderten Kreisverkehre, die nach Johannes Paul II. benannt sind, die minzgrüne Farbe, mit der die Bewohner länd-

licher Gebiete in Polen so gerne ihren Außenputz streichen. Durch dieses Wegdenken hoffte ich in die Zeit vor 1946 zurückzukehren, um besser beschreiben zu können, in welcher Welt meine Hauptperson lebte. Aber nach dieser weiteren traurigen Geschichte begriff ich, dass ich nach einer Kulisse gesucht hatte, die wahrscheinlich nie existiert hat, vielleicht einer fixen Idee von einer traumhaften Märchenwelt voller bunter Siedlungen, malerisch eingebettet in eine hügelige Landschaft, schattig, grün, mit ruhig fließenden Bächen, singenden Vögeln und wogendem Korn; wo das Leben einfach und unkompliziert war, und zugleich erfüllt von einem mächtigen Gemeinschaftsgefühl.

Diese Geschichte war eine Art letzter Anstoß, denn all meinen Projektionen zum Trotz war langsam die Erkenntnis gereift, dass diese idealisierte Welt ohne Reklametafeln, Wohnblocks und verregnete Kreisverkehre nicht plötzlich aus dem Boden wachsen würde. Ich sah ein, dass es hier auch vor achtzig Jahren flach, nass und kalt gewesen war, die Menschen wie überall zu erschreckender Erbarmungslosigkeit fähig und die Armut hässlich und gemein. Nicht umsonst beherbergte das Städtchen *Czyżew* vor dem Krieg zwei Menschenschmuggler, Männer, die gegen Bezahlung dafür sorgten, dass man nach Amerika, Kanada oder Argentinien oder zur Not einfach nach Deutschland oder in die Tschechoslowakei auswandern konnte.

Diese Menschenschmuggler lebten in *Czyżew* mitten zwischen Mauern, Hausierern, Metzgern und Bäckern, drei Eierhändlern, ein paar Dachdeckern, einem Uhrmacher, zwei Schreibern, einem Hutmacher, einem Schmied und Dutzenden »Luftmenschen«, wie diejenigen Mitbürger bezeichnet wurden, die auf Almosen angewiesen waren. Für jeden fünften jüdischen Polen, weiß ein Bericht von 1939, war Sozialhilfe die einzige Einnahmequelle.



Der Journalist Rafael F. Scharf, der den Krieg als Korrespondent in London überlebte, setzte sich im Alter intensiv für eine Verbreitung des

Wissens über die jüdische Welt seiner Jugend ein. Dabei sei es wichtig, äußerte er in einer Reihe von Vorträgen, »den richtigen Kurs zwischen Nostalgie und Wirklichkeit zu halten«. Richtig sei, dass die über 3 Millionen Juden im Vorkriegspolen den »größten, vitalsten und kreativsten Zweig des jüdischen Volkes« bildeten. Sie waren »eine Quelle, aus der ein Beitrag zum literarischen, musikalischen und wissenschaftlichen Erbe der Menschheit entsprang, und das in so verschiedenen Fächern wie Talmudstudien und moderner Physik«. Auf der anderen Seite sei das von den Deutschen begangene Verbrechen zu groß, als dass irgendeine Idealisierung der Vergangenheit es noch größer erscheinen lassen könnte. Außerdem stünde eine solche Idealisierung der Erkenntnis der historischen Wirklichkeit im Weg.

Diese Perspektive hat die Gespräche ergänzt, die ich mit der Protagonistin dieses Buchs führte, Mala Rivka Kizel, deren Überlebensgeschichte mich durch die Geschichte Mitteleuropas im 20. Jahrhundert geführt hat. Heute heißt sie Marilka Shlafer. Wohnort: Amstelveen. Geboren: Februar 1926 in Warschau als sechstes Kind einer Familie mit acht Kindern.

Für mich ist Mala Frau Shlafer. Ich habe sie mehrmals in ihrer gemütlichen, sonnendurchfluteten Wohnung in einem Reihenviertel irgendwo zwischen Bosbaan und Amstel besucht. Besucher empfängt sie mit Keksen und Kaffee an einem runden Tisch. An der Wand hängen gerahmte Fotos, neuere Bilder von ihren Kindern und Enkelkindern und von ihr selbst mit Freundinnen aus dem örtlichen Bridgeklub Nieuwer Amstel. Sie stehen lächelnd um sie herum, während eine verschmitzt dreinblickende Frau Shlafer einen Silberpokal in den Händen hält.

Mala ist das Kind von Ester Doba Saper und Sender Yitzhak Kizel. Sie skizziert ihre Kindheit in Farben und Strichen, die so gar nicht mit den traumhaften Gemälden eines Marc Chagall übereinstimmen, auf denen jüdische Shtetl-Bewohner über bunten Holzhäusern schweben, hier und da mit einer Geige im Arm und meist umringt von mythischen und sogar lächelnden Tieren. Mala liebte ihre Eltern. Sie hat um sie getrauert und tut es immer noch, fast acht Jahrzehnte nach ihrem gewaltsamen Tod. Gleichzeitig scheut sie sich nicht mir zu sagen, dass ihre Eltern ihr – ei-

nem Mädchen! – kaum Beachtung schenkten. »Als Bub warst du besser dran.« Außerdem litt ihre Mutter an einer ansteckenden Krankheit, wahrscheinlich Tuberkulose, man durfte ihr also nicht zu nahekommen. Ging es der Mutter besser, hatte sie in einem von ihr geführten Spielzeugladen alle Hände voll zu tun. Mala: »Ich sah sie nicht oft. Ich glaube, ich bekam ein einziges Mal einen Kuss von ihr aufs Bein, als sie mir die Schnürsenkel zuband.«

Ihr Vater widmete sein Leben dem Studium der Tora und der Ausbildung junger Talmudgelehrter. Unterrichtet wurden nur Jungen, versteht sich. »Mein Vater war eigentlich der Meinung, man dürfe Mädchen nicht mal anschauen, selbst dann nicht, wenn es die eigene Schwester war.« Das vermittelte er auch Malas Brüder, die natürlich angehalten waren, nach den Glaubensregeln zu leben. Die Geburt eines Söhnchens wurde ausgiebig mit Geschenken und Süßigkeiten gefeiert. Diejenige eines Mädchens ging in Stille vorüber. »Mein Vater hat mir nie auf die Schulter geklopft oder mir über den Kopf gestrichen.«

Mala ist klein gewachsen, weder schlank noch rundlich, eher robust. Ihr gepflegtes weißes Haar wellt sich über den scharfen, wachen Gesichtszügen. Erstaunlich unbekümmert erzählt sie mir von Ereignissen, in denen sich die tiefsten menschlichen Abgründe offenbaren. So etwas war mir bisher eigentlich weder in Publikationen noch auf Konferenzen über den Holocaust untergekommen. Sie lacht oft, aber nur selten deshalb, weil ihr etwas unangenehm ist. Gleichzeitig bagatellisiert sie nichts: In ihrer Überlebensgeschichte geht es klar um die menschlichen Abgründe. Dagegen verblassen die Meinungsartikel über das, was heute Identitätspolitik heißt, oder erhalten zumindest eine andere Färbung, denn genau davon handelt Malas Geschichte: von einer Besessenheit mit Nation, Staat, Rasse und Identität.

Eine gekürzte Version ihrer Kriegsvorgänge hatte ich bereits kennengelernt. Ihr Enkel, Amir Swaab, hatte sie mir erzählt. Er ist ein Freund, den ich aus den Augen verloren hatte, bis ich ihn eines Tages in Warschau an einem Klavier sitzen sah. Als Berufspianist begleitete er eine nieder-

ländische Kabarettistin, die für die Niederländer in der polnischen Hauptstadt Lieder über das Leben der ehrbaren Leute im »Gooi«¹ sang. Amir ist ein Mann mit widerspenstigen Locken und einem feinen Gesicht, über das immer wieder ein verschmitztes Lächeln huscht. Ein Lächeln, das eine Unbeschwertheit suggeriert, die kaum zu seiner eher besonnenen Persönlichkeit passt. Nach dem Auftritt erklärte er mir, dass er nicht zum ersten Mal in Warschau war. Seine Urgroßmutter liege hier auf dem jüdischen Friedhof, er habe schon früher nach ihrem Grab gesucht. Wir beschlossen, am nächsten Tag gemeinsam hinzugehen.

Der Friedhof, einer der wenigen materiellen Überreste der jüdischen Gemeinde in Warschau, hat gigantische Ausmaße. Doch wir fanden das Grab. Amir, der eine Zeit lang in Israel gelebt hat, las die hebräische Inschrift auf dem Grabstein. Seine Urgroßmutter war 1934 gestorben. Ihre Tochter, Amirs Großmutter Mala, war damals noch ein Mädchen. An diesem sonnigen Tag in Warschau hat mir Amir erzählt, wie dieses Mädchen den Krieg überlebt hatte. Die Geschichte hat mich seither nicht mehr losgelassen.

In den folgenden Monaten und Jahren gelang es mir selten, sie bündig zu erzählen. Ich verlor mich in den Details dieser ebenso unwahrscheinlichen wie wahren Geschichte, die ihr zusätzliche Bedeutung zu verleihen schienen. Gerade die Details zeigten, dass Überleben eine extreme Form des Erwachsenwerdens mit allen chamäleonartigen Fähigkeiten ist, die sich widerstandsfähige Heranwachsende unterwegs aneignen und die in einem Leben außerhalb der eigenen Gruppe offenbar unerlässlich sind. Denn Mala wuchs in einer Welt auf, in der Menschen das Sagen hatten, die, so verschieden sie auch sein mochten, alle an die Schlechtigkeit ganzer Gemeinwesen glaubten, an ethnisch festgelegte Eigenschaften, die sich nach einer Hierarchie der Herkunft, Nationalitäten und Rassen ordnen ließen.

1 A.d.Ü.: Gegend in Nordholland, in der aufgrund hoher Immobilienpreise überwiegend wohlhabende Menschen wohnen; für Niederländer ist »Het Gooi« ein Synonym für eine gewisse soziale Abgehobenheit.

Nach diesem Tag mit Amir in Warschau hat mir Mala in mehreren Sitzungen bei sich zu Hause ihre Lebensgeschichte erzählt. Sie hatte sie damals auch schon in ihren handschriftlichen Erinnerungen mit dem Titel »So habe ich den Krieg überlebt« ins Reine gebracht. Ich transkribierte die Aufnahmen unserer Gespräche und machte mich anschließend mit diesen zwei Hilfsmitteln, ihrem Erinnerungsmanuskript und den Transkriptionen, auf eine Zeitreise auf der Suche nach den Städten, Dörfern, Menschen und Gebäuden, die in ihrer Geschichte vorkommen, ebenso wie nach Dokumenten, Büchern und Zeitzeugenberichten, die sie ergänzten. Diese Reise warf laufend neue Fragen auf, die ich Mala in Amstelveen oder per E-Mail stellte. Als Mitneuzigerin antwortete sie umgehend.

Meistens entpuppten sich die Antworten als Wiederholungen von Erinnerungen, die sie mir schon einmal erzählt hatte.

Langsam dämmerte mir, dass sich weiterführende Daten nicht auf Knopfdruck in ihren Kopf hineinzaubern ließen. So lernte ich mit der Zeit, sie weniger zu bedrängen. Ich musste mich mit dem begnügen, was sie erzählt und aufgeschrieben hatte, und dem, was ich in Archiven, Büchern und Gesprächen fand.

Noch etwas habe ich in Polen gelernt. Menschen können tatsächlich in der Geschichte verschwinden. In Polen, Weißrussland und der Ukraine wurden mehr noch als anderswo ganze Familien, Dörfer und Gemeinden vom Strom der Zeit fortgespült. Der Historiker Timothy Snyder hat seinem Buch über den Zweiten Weltkrieg in Ost- und Mitteleuropa nicht zufällig den sprechenden Titel *Bloodlands* gegeben. Soldaten und Zivilisten kamen millionenfach um, starben durch Mord, Hunger, Krankheit und Erschöpfung. Ein Sechstel der Personen, die 1939 die polnische Staatsbürgerschaft besaßen, überlebte die Gewalt in den acht Folgejahren nicht. Das ist der größte Anteil an Opfern, den ein Land im Zweiten Weltkrieg erbracht hat. Weitere Hunderttausende, wenn nicht Millionen, sind geflüchtet oder wurden deportiert. Es fand eine »ethnische Flurbereinigung« von beispiellosem Ausmaß statt. Die Ruinen und Massengräber im Gebiet zwischen Berlin, Minsk und Kiew bildeten gleichsam eine Ta-

bula rasa, auf der die totalitären Führer versuchten, eine neue, »reine« Welt aufzubauen. Wie wollte ich da die alte Welt wiederfinden?

Malas Schule kann vielleicht als Beispiel dienen. Sie hatte sie »die schönste Schule Polens« genannt, außerdem wusste sie noch den Namen der Straße, in der sich die Schule befand. Das klingt nach einer einfachen Recherche. Trotzdem dauerte es Wochen und ich musste mehrere Experten befragen, bis ich die Schule gefunden hatte. Soll heißen: bevor ich den ersten Beweis für ihre Existenz erhielt. Von dem Gebäude selbst stand schon seit fünfundsiebzig Jahren kein Stein mehr an seinem Platz.

Anderes Beispiel: In dem, was heute die Ukraine ist und bis 1939 Ostpolen war, suchte ich die Kirche, in der ein Priester Mala einen Taufschein ausgestellt hatte. »Du willst dich nicht taufen lassen«, hatte er gesagt, »du willst am Leben bleiben«, und ihr den Taufschein eines Mädchens vom Land überlassen, deren Namen Mala noch weiß. Aber auch das nützte nichts. Die Archive der regionalen Kirchen haben die Gewalt und die politischen Umwälzungen nicht überlebt. Ich wandte mich brieflich an die Diözese Lemberg, stattete einem nahe an der Kirche gelegenen Kloster einen Besuch ab und beschaffte mir einen Termin im Kirchenarchiv in Warschau: Nichts brachte mich dem Priester näher, der Mala geholfen hatte.

Dass ich es immer wieder versuchte, hat wohl mit meinen Erfahrungen im Journalismus zu tun, wo die Vorstellung herrscht: Eine Quelle ist keine Quelle. Also habe ich meine Reisen fortgesetzt, getrieben von dem Wunsch, diese Geschichte aus einer fernen Vergangenheit in der Gegenwart bestätigt zu finden.

Glücklicherweise konnte ich mich auch an das nahe bei meiner Wohnung gelegene Jüdische Historische Institut in Warschau wenden, das sich zum Dreh- und Angelpunkt dieser Recherche über Malas Leben auswachsen sollte. Es ist ein recht bemerkenswertes Institut – gegründet wurde es nach der Entdeckung zweier großer Milchkannen und mehrerer Metallkisten in einigen Metern Tiefe unter den Trümmern des früheren Ghettos. Der Historiker Emanuel Ringelblum hatte sie im Frühjahr 1943 in den Kellerböden mehrerer Häuser versteckt. Ringelblum wusste, dass die vollständi-

ge physische Zerstörung des Ghettos unmittelbar bevorstand, da er über die Pläne der Bewohner im Bilde war, mit einer begrenzten Anzahl von Waffen einen Verzweiflungsaufstand zu wagen: den Ghettoaufstand von Warschau.

Die Papiere in den Milchkannen und Kisten waren Texte und Statistiken, die Ringelblum und seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen seit der Errichtung des Ghettos verfasst und gesammelt hatten. Ihr Ziel war es, möglichst viele Informationen über die letzten Atemzüge der jüdischen Gemeinde in Polen und insbesondere in Warschau festzuhalten. Die Gruppe um Ringelblum bestand aus fünfzig bis sechzig Historikern, Schriftstellern, Lehrern, Journalisten, gesellschaftlich engagierten Frauen und Männern, selbst Kindern, wie Ringelblum notiert, die schrieben und deutsche Propagandaplakate, Kinderzeichnungen, Lebensmittelgutscheine, Zwangsvollstreckungsbescheide, Konzertankündigungen, Tagebuchauszüge und sogar Bonbonpapiere und Straßenbahnfahrkarten sammelten. Sie gaben medizinische Gutachten über die Auswirkungen des Hungers in den verschiedenen Ghettos in Auftrag, schrieben eigene Reportagen über alle Facetten des Holocaust und fanden obendrein heraus, wie die Vernichtungslager Treblinka und Chelmno funktionierten; dies alles, um zu verhindern, dass künftige Historiker allein auf Auskünfte von Tätern, Kollaborateuren und bloßen Zuschauern angewiesen waren. Die enorme Arbeitsintensität und die Vielfältigkeit des gesammelten Materials waren in Ringelblums Geschichtsauffassung begründet; der Historiker hatte auch als Sozialarbeiter und Journalist gearbeitet und war sich der persönlichen Färbung und Verzerrung, die jeder Chronist seinen Beschreibungen verleiht, deutlich bewusst. »Zur Erreichung von Objektivität und um ein möglichst genaues und breites Bild des Kriegsgeschehens im jüdischen Leben zu erhalten«, schrieb er, »ließen wir dasselbe Ereignis von möglichst vielen Personen beschreiben. Durch den Vergleich der verschiedenen Darstellungen vermag der Historiker zur historischen Wahrheit zu gelangen, dem tatsächlichen Gang der Ereignisse.«

Drei Mitglieder des »Archivs« überlebten den Krieg. Einer der drei spielte eine wichtige Rolle beim Auffinden des Materials unter den Trüm-

mern des Ghettos. Im September 1946 wurden bei Ausgrabungen die ersten Milchkannen geborgen, einige Jahre später eine zweite Ladung. Ein dritter, vermuteter Teil der Dokumente wurde bis heute nicht gefunden. Das Institut, das nach Ringelblum benannt wurde, konnte die aus den Kannen und Kisten geborgenen 35.000 Blatt Material im Laufe der Jahre durch Vorkriegsdokumente ergänzen, die die Katastrophe überstanden haben – Heirats- und Geburtsurkunden, jiddische Zeitungen, die Verwaltungsunterlagen von Hilfsorganisationen. Darüber hinaus sammelte das Ringelblum-Institut eine wachsende Anzahl von Lebenserinnerungen Überlebender und ermöglichte den Zugang zu digitalisierten Datenbeständen verschiedenster Organisationen weltweit, die Tausende mündliche und schriftliche Erinnerungen Überlebender enthalten.

So wurde ich durch das Institut in die Lage versetzt, ein wenig um die Ecke zu denken, wenn Mala nach bestem Wissen und Gewissen versicherte: »Das weiß ich nicht« oder: »Das weiß ich nicht mehr«. Diese Sätze sagte sie regelmäßig. Sie schien kaum je der Versuchung zu erliegen, später Gehörtes oder Gelesenes in ihre Erinnerungen einzuflechten. Genau genommen tat sie es nur, wenn ich lang genug nachgebohrt hatte, was generell nicht zu brauchbaren Informationen führt. Sie erzählte mir das, was ihr in Erinnerung geblieben war. Wenn ich mehr erfahren wollte, sollte ich mich doch bitte schön selbst auf die Suche machen. Und wenn ich ihr Leben in der Geschichte einbetten wollte, sollte ich das ruhig tun – »nur zu« –, aber nicht ständig bei ihr nachfragen. »Ich hab dir erzählt, was ich noch weiß.«

Und so begab ich mich immer öfter allein in ihre Lebenswelt, wo ich Menschen traf, die sie nie gekannt hatten oder hätten kennenlernen können. Ich vertiefte mich in die Umstände, die Mala auf eine Odyssee von Warschau und der Westukraine über Städte wie Bremen und Magdeburg bis Łódź, Waldenburg und ins israelische Lod geschickt hatte.

Auf meiner Reise durch diese Orte erfuhr ich viel über die Zeit, in der Mala sich dort aufgehalten hatte; auf diese Weise fand ich Anknüpfungspunkte, um im Ringelblum-Institut in Warschau weiterzuforschen.

Auf der Autofahrt in Richtung Bug entlang des Flusses Brok versuche ich mich gegenüber meiner polnischen Freundin für den Abstecher nach Godlewo Wielkie und die Suche nach dem verschwundenen Schweinekoben im Garten zu rechtfertigen. Ich führe andere Nebenflüsse an, die ich bei dieser Spurensuche in Malas Lebenswelt befahren habe, als wollte ich sie überzeugen, dass der Hof, den wir soeben verlassen haben, einen gar nicht so fernen Nebenarm im großen Strom der europäischen Geschichte bildet, der meine Hauptperson mitgerissen hat. Ich erkläre ihr, dass das Buch, das ich schreibe, nicht nur Malas Überlebensgeschichte, sondern auch einen Forschungsbericht einschließt, in dem nachzulesen ist, wie ich nach Wrackteilen oder Splittern ihrer Überlebensgeschichte suche und regelmäßig die Strände beschreibe, an denen ich sie zu finden hoffe.

Schon bevor ich begriff, dass ich mich nicht zu oft mit neuen Rechercheergebnissen bei Mala in Amstelveen blicken lassen durfte, hatte ich mich über das Fehlen jeglicher Literatur – und seien es nur Bildbände – über das jüdische Vorkriegsleben in Warschau in ihrer Wohnung gewundert. Mala besaß offensichtlich nichts mehr, was sie an die Zeit erinnerte, in der sie aufgewachsen war, dabei konnte sie diese Zeit als Erzählerin höchst lebendig beschwören. Ich beschloss deshalb, ihr ein Buch mit Fotos aus den Dreißigerjahren als Geschenk mitzubringen. In Warschau reißen sich die Leute um diese Bilderbücher, die Buchläden sind voll davon.

Die Aufnahmen zeigen die Straßen rund um Malas Elternhaus, in einem Viertel, das auch vor dem Krieg schon vor allem von jüdischen Polen bewohnt wurde. Die Bilder zeigen bärtige Männer in schwarzen Umhängen mit breiten Pelzhüten oder -mützen. Bei näherem Hinschauen erkennt man über den Bärten ihre Peot oder Pejes, die charakteristischen, vor den Ohren baumelnden Schläfenlocken. Mala und ich suchten nach Bildern der Nowolipki-Straße, in der ihre Tante Surele gewohnt hatte und in der – nur zwei Häuser weiter – später Ringelblum die zwei Milchkannen mit Archivmaterial verstecken sollte. Wir suchten nach Bildern der Miła-Straße, wo Mala aufgewachsen ist. Wir suchten nach der Adresse in

der Dzika-Straße, wo sie das Schlupfloch entdeckt hatte, durch das sie aus dem Ghetto hinaus- und wieder hereinkommen konnte, derselben Straße, in der ihr Vater geboren war.

Es dauerte eine Weile, bis mir klar wurde, dass sie mit wenig Begeisterung bei der Sache war. Bilder einer nicht mehr existierenden Welt wiederzufinden war eine Beschäftigung für Nostalgiker und Historiker, die Mala nicht nötig hatte. Sie hatte nur mir zuliebe mitgemacht; sie teilte keine der Illusionen von einer idyllischen Welt in einer fernen Vergangenheit, die ich auf meinen ersten Reisen in den Osten mit mir herumschleppte.

Zweimal fragte sie mich unumwunden: »Was suchen Sie eigentlich in dieser nicht mehr vorhandenen Welt?« Und dieses Institut in Warschau, was gab es da so Wichtiges zu tun – wenn sich ja doch nicht mehr aufklären ließ, wo und wie ihre Brüder und Schwestern *genau* ermordet wurden? Denn das war eigentlich das Einzige, was sie wirklich noch gern gewusst hätte. Aber genau diese Information war nirgends zu finden.

Von den Mitarbeitern des Instituts hören wir, dass Mala mit ihrem Wunsch, gerade das zu wissen, nicht allein ist. Die Frage nach den letzten Minuten von Familienmitgliedern ist diejenige, die ihnen am häufigsten gestellt wird. »Das hat wahrscheinlich mit der Gründlichkeit und Verwaltungswut zu tun, die den Deutschen angedichtet wird«, erklärt Noam Silberberg vom Institut. »Aber das wird schrecklich überschätzt. Die meisten Opfer der Nationalsozialisten in Polen und weiter im Osten wurden ermordet, ohne eine Aktenspur zu hinterlassen.« Erfreulicherweise ist er mit mir einer Meinung, dass es mehr Gründe gibt, zu versuchen, eine verlorene Welt zum Leben zu erwecken, als nur Erinnerungen. Dass er am Ringelblum-Institut arbeitet, ist kein Zufall.

Bleibt noch die Frage nach dem Wie. Nun, als erstes blicke ich nach Czyzew, dem Shtetl am Brok, in dem Malas Mutter Ester lebte, bis sie Anfang des 20. Jahrhunderts mit Sender Yitzhak Kizel verheiratet wurde. Dieser Sender oder Sander war ein hoch aufgeschossener Rotschopf mit dichtem rotem Bart. Wegen seiner Körpergröße nannten ihn alle »hoicher

Sender« oder »langer Alexander«. Nach der ersten gemeinsamen Zeit in Czyżew nahm er Ester mit nach Warschau. Vielleicht ließ er sie auf einem Esel reiten, vielleicht nutzten sie aber auch die Eisenbahn, die schon Jahrzehnte früher nach Czyżew gekommen war. Nur mit einem Boot fuhren sie mit Sicherheit nicht, denn der Fluss Brok, der das Shtetl über den Bug und die Weichsel mit Warschau und Danzig verband, war unbefahrbar. Und das ist er bis heute geblieben.

Anstelle von Anmerkungen:

Die Devise »Sammelt so viel wie möglich. Sortieren können sie es nach dem Krieg«, das Motto dieses Vorworts, gab Emanuel Ringelblum 1941 aus. Daran erinnert sich Hersh Wasser, eines der drei Mitglieder des »Oyneg Shabes«, die den Krieg überlebten. »Oyneg Shabes« (Freude des Schabbat) ist eine traditionelle Wendung, die beschreibt, wie fromme Juden den Schabbat verbringen, und gleichzeitig der Tarnname der von Ringelblum geleiteten Geheimorganisation. Ringelblum selbst konnte nach der Sicherung des Archivmaterials mit seiner Frau und seinem Sohn außerhalb des Ghettos im Garten einer katholischen Familie untertauchen, wo sie mit ein paar anderen Familien in einem unterkellerten Gewächshaus wohnten – weniger sicher als unter einem Schweinestall. Am 7. März 1944 wurden sie festgenommen, vermutlich nachdem ein Gärtner oder eine rachsüchtige Ex-Freundin des Hauseigentümers sie verraten hatte. Kurz darauf wurden Ringelblum, seine Familie sowie zwei nicht jüdische Polen, die ihnen beim Untertauchen geholfen hatten, von den Deutschen hingerichtet.

Die zitierten Äußerungen von Rafael Scharf stammen aus einer Zeit weit nach dem Krieg, ebenso der Satz: »Wenn man um die Vergangenheit trauert, tut man gut daran, sie zu idealisieren.« Scharf sagte dies in einem Vortrag mit dem Titel »What shall we tell Mirjam? A Tale for the Present«, gehalten am 14. Juli 1991 im Rahmen des vom Research Center of Jewish History and Culture in Poland organisierten Sommerprogramms *Tracing the Jewish Heritage in Poland* vom 14. Juli bis 9. August 1991 in Krakau. Scharfs Anliegen war die Verbreitung einer wahrheitsgetreuen Wiederga-

be der Welt seiner Jugend. Für den Vortrag schöpfte er aus der »einzigsten authentischen Beschreibung« dieser Welt: der jiddischen und hebräischen Literatur der Dreißigerjahre. Diese Literatur, so Scharf, war »schonungslos kritisch«. Die Autoren »beschreiben die prekären Umstände, die Armut, die Ohnmacht, die Unterdrückung und den Obskurantismus und gehen heftig damit ins Gericht«. Die Not war »schrecklich und weitverbreitet«. Scharfs Vortrag sowie weitere Essays und Vorträge des Autors erschienen in seinem Buch *Poland, what have I to do with thee. Essays without Prejudice*, Chicago 1998.

Der Wissenschaftler Bernard Wasserstein hat eine Untersuchung durchgeführt, deren zentrale These an die von Scharf vertretene Entidealisierung anknüpft. In *On the Eve. The Jews of Europe Before the Second World War* (2012) vertritt er die These, die jüdische Welt habe am Vorabend des organisierten Massenmords mit einer außerordentlichen Krise gerungen. Diese habe das Judentum von außen erfasst, durch den zunehmenden Antisemitismus und exklusiven Nationalismus, gleichzeitig aber auch von innen, durch Säkularisierung, Assimilation, demografisches Elend und wachsende Armut. Im selben beeindruckenden Buch bietet er eine anschauliche Beschreibung der »Luftmenschen«, der Besitzlosen in der jüdischen Gemeinschaft Polens.

Alles, was Mala in diesem Vorwort gesagt hat und in den folgenden neunzehn Kapiteln sagen wird, ist entweder ihren Lebenserinnerungen entnommen oder sie hat es mir in den Gesprächen in ihrer Amstelveener Wohnung erzählt. Dieses Buch wurde zwischen 2015 und Mitte 2019 niedergeschrieben. Daher die Gegenwartsform. Zur Zeit der Übersetzung des Buchs ins Deutsche, 2021, ist Mala nicht mehr am Leben. Sie starb Ende November 2020 im Alter von vierundneunzig Jahren.

2 Der Brok

»... Eine vor einer jagenden Katze fliehende Maus macht sich auch kaum Gedanken darüber, ob sie grau oder schwarz ist, es ist ihr egal, ob sie Mietze oder irgendwie anders heißt.«

MICHAŁ GŁOWIŃSKI, Schriftsteller und Überlebender des Warschauer Ghettos

Der Brok war zwar nicht schiffbar, aber die Einwohner von Czyżew konnten ihn nutzen, um Baumstämme mit der Strömung zu mehreren Sägemühlen ein paar Kilometer weiter flussabwärts treiben zu lassen. Dort wurden sie zu Brettern zersägt. Die Holzfällerei war die erste Wirtschaftstätigkeit in Czyżew, die ein gewisses Maß an Organisation erforderte. Später setzte die Herstellung von Gebetshemden ein, weißen Leibchen, die orthodoxe jüdische Männer unter ihren schwarzen Mänteln tragen. Die Quasten an diesen ärmellosen Hemden erinnern den Träger an seine religiösen Pflichten. Bei den orthodoxen Juden in Osteuropa wurden die Gebetshemden mit dem Namen dieser Quasten, bezeichnet: »Zizit« bzw. »Zizijot«.

Ihre Herstellung war die erste Tätigkeit in Czyżew, die wirklich etwas einbrachte, denn die Leibchen fanden im gesamten Russischen Reich Absatz. Später wurden sie auch nach Amerika und Kanada exportiert; schließlich sollten mehr als ein Viertel aller orthodoxen Juden weltweit in Zizijot aus Czyżew herumlaufen.

Um die Zeit der Geburt von Malas Mutter, Ester Doba Saper, konnten dreißig Familien von den Zizijot leben, die übrigens nur von Männern gefertigt werden durften. Bis dahin, das heißt bis 1887, hatten sich die Menschen hier selbst im Vergleich zu den Schtetln der Region mit wenig behelfen müssen.

»Das Einzige, was dieses Schtetl auszeichnete, war seine Armut.«

Dieses Zitat stammt aus dem »Jizkorbuch« von Czyżew. Viele verschwundene jüdische Dörfer und überwiegend jüdische Städte besitzen ein solches kollektives Erinnerungsbuch. Das Buch von Czyżew wurde fünfzehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg in Tel Aviv herausgegeben und versammelt die Beiträge von Einwohnern, die den Krieg überlebt haben. Die Armut findet sich auch in den Statistiken aus dieser Zeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts wieder. Im Provinzarchiv in der Stadt Białystok kann man lesen, dass das Schtetl seinerzeit 1495 Einwohner zählte. Schtetl ist das jiddische Wort für eine Siedlung mit einem Markt, in der die Mehrheit der Bevölkerung jüdisch ist. Bis auf 34 Personen waren in Czyżew alle jüdisch.

Die Bevölkerung nahm über lange Zeit nicht zu, obwohl die Familien groß und die Kinder zahlreich waren. Doch es zog die Bewohner in Städte wie Łódź und Warschau, beide zu dieser Zeit auch im Russischen Reich gelegen, oder über den Danziger Hafen ins Ausland. Die Säuglingssterblichkeit war hoch, das Durchschnittsalter niedrig. Fast jede schwere Infektion führte zum Tod. Das Wasser in den Hydranten war so verunreinigt, dass es nur als Löschwasser für die zahllosen Brände taugte, die den Ort mit seinen Holzhäuschen heimsuchten, in dem Kerzen und Öllampen nachts die einzigen Lichtquellen waren.

Czyżew war ein orthodoxes Schtetl. Mit wenigen Ausnahmen hielten sich alle Bewohner an die Glaubensvorschriften. Indes gab es in der Stadt verschiedene Strömungen der Orthodoxie. Ende des 19. Jahrhunderts gerieten die Chassidim und ihre Gegenspieler, die sogenannten Mitnagdım, sogar in wütenden Streit über das Schächtritual. Die Chassidim trugen den Sieg davon. Seitdem blieb den Mitnagdım von Czyżew nichts anderes

übrig, als schmolldend das Fleisch zu essen, von dem sie meinten, das Tier sei nicht auf die richtige Art geschlachtet worden.

Malas Familie war chassidisch. Ihr Großvater war der Aufseher der Religionsschulen in der Gegend. In Czyżew gab es auch innerhalb der chassidischen Gemeinde Streit. Der Graben verlief zwischen jenen, die einem geistlichen Führer aus der Gemeinde Ger (polnisch Góra Kalwaria) folgten, und jenen, die einem Rabbiner aus Aleksander anhingen, dem sogenannten »Aleksanderer«. Die Gerrer erkannte man daran, dass sie die Hosenbeine in die Socken steckten. Die Folge des Streits war, dass beide Gruppen eigene Gebetshäuser bauten.

Untereinander sprachen alle »Jüdisch« – also Jiddisch – und mit Angehörigen der Miliz, Postbeamten, Feuerwehrleuten, weiteren Regierungsbeamten sowie Katholiken, deren Zahl in den Dreißigerjahren auf etwa zweihundert anstieg, ein behelfsmäßiges Polnisch. Mit den Bauern aus der Umgebung sprachen die Einwohner ebenfalls Polnisch. Diese besuchten das Städtchen einmal wöchentlich, um auf dem Markt ihre landwirtschaftlichen Produkte zu verkaufen.

Malas Eltern heirateten 1905, erst in Warschau, danach in Czyżew.

Mala glaubt, dass ihre Mutter dreizehn war, als sie verheiratet wurde. Die amtliche Heiratsurkunde schweigt hierzu. Das Dokument, das sich im Staatsarchiv in Białystok befindet, gibt das Alter der Braut mit achtzehn Jahren an, zwei Jahre älter als das gesetzlich festgelegte Mindestalter für Eheleute. Der Bräutigam, Sender Yitzhak Kizel, war vierundzwanzig. Es könnte sein, höre ich beim Archiv, dass unter Umgehung der gesetzlichen Vorschrift Absprachen mit einem professionellen Heiratsvermittler getroffen wurden, vielleicht schon in Esters dreizehntem Lebensjahr.

Mala erwähnt noch, dass sich ihre Eltern bei der Hochzeit zum ersten Mal sahen. Solche Dinge erzählen Heiratsurkunden nicht. Sie sagen uns aber, bei welchem der beiden Elternpaare die »Kest« lag, die Pflicht, das frischgebackene Brautpaar für eine festgelegte Übergangszeit als Kostgänger zu unterhalten. Für solche Absprachen war gewöhnlich der Heiratsvermittler verantwortlich, ebenso wie für Vereinbarungen darüber,

wer was in die Ehe einbrachte: Schabbat- und Chanukkaleuchter, Silberlöffel, Schmuck und anderes mehr. Im Fall von Malas Eltern trugen die Brauteltern die Kest. Darum wohnten Malas Eltern noch recht lange in Czyżew, ehe sie nach Warschau übersiedelten. Das war kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Man könnte fast sagen, es war rechtzeitig, denn das Schtetl ging einer schweren Zeit entgegen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Czyżew Teil von Polen, einem Land, das nach hundertdreißig Jahren auf dem Reißbrett von Versailles wiedererschaffen wurde. Die abziehenden russischen Truppen setzten unzählige Häuser in Brand. Unter anderem wurden eine Seifenfabrik und vier Windmühlen zerstört. Danach folgte die Freiwilligenarmee von Józef Haller von Hallenburg, einem antisemitischen polnischen Nationalisten. Seine »Blaue Armee« feierte den Sieg über die junge Sowjetunion (1919–1921) durch Erniedrigung, ja Folterungen der jüdischen Bevölkerung, die als Kollaborateure der Bolschewiki angesehen wurden. Die Soldaten prügeln und traten, sie schnitten den Männern die Bärte ab und zwangen sie zur Verrichtung sinnloser Arbeiten, zum Beispiel mussten sie Vieh auf Flößen von einem Dorf zum anderen treideln. Etliche Einwohner von Czyżew starben unter den Fußtritten dieser sogenannten Halleristen. Danach brach auch die Herstellung der Zizijot ein. Die neue geopolitische Lage hatte das weite russische Hinterland abgeschnitten, bis dahin ein bedeutender Absatzmarkt für die Gebetshemden.

Erst in den Dreißigerjahren erlangte die Bevölkerung ihre frühere Dichte wieder. Viele kamen wegen des zunehmenden Antisemitismus in den umliegenden Dörfern nach Czyżew. Hier waren sie unter sich, was ihnen ein Gefühl der Sicherheit vermittelte; »circling the waggons«, so nennen die Amerikaner das Schließen der Reihen bei drohender Gefahr. Diejenigen, die – um im Bild der Siedlerwagenburg zu bleiben – als Wachposten aufgestellt waren, sahen die Indianer und Bisons wirklich am Horizont erscheinen. In Czyżew erschienen 1939 zunächst die Sowjets.

Das Folgende ist ein in weiten Teilen der Welt oft vergessener Aspekt des Zweiten Weltkriegs, in Polen allerdings selbstverständlich nicht: Wäh-

rend die deutsche Wehrmacht Polen am 1. September 1939 von Westen her überfiel, marschierte die Rote Armee sechzehn Tage später von Osten in Polen ein. Die beiden Supermächte handelten in gegenseitigem Einvernehmen. In dem Vertrag, der als Molotow-Ribbentrop-Pakt in die Geschichte eingegangen ist, insbesondere in einem geheimen Zusatzprotokoll zu diesem Nichtangriffsvertrag, teilten Stalin und Hitler den Osten Europas unter sich auf. Die eine Hälfte Polens einschließlich Warschaus wurde Teil von Deutschland. Der Osten (der sich damals bis zum heutigen Litauen, Weißrussland und der Ukraine erstreckte) fiel an die UdSSR. Die Gemeinde Czyżew lag in diesem Teil.

Deutsche und sowjetische Panzereinheiten feierten ihren Sieg mit einer großen gemeinsamen Militärparade in Brest-Litowsk an der neuen deutsch-sowjetischen Grenze. In den Folgemonaten verschleppte die Rote Armee mehr als 300.000 Einwohner aus den besetzten Gebieten weit in die UdSSR, insbesondere Intellektuelle und Grundbesitzer. Die Auswahl erfolgte weitgehend willkürlich. In manchen Städten und Dörfern griffen die sowjetischen Soldaten einfach jeden auf, der eine Brille trug – Intellektuelle – oder sie achteten auf die Hände. Personen mit weichen, gepflegten Fingern und Fingernägeln waren anscheinend keine körperliche Schwerarbeit gewohnt; sie konnten gleich mitkommen.

Die wenigen Kommunisten in der Gegend durften den Sowjets helfen zu selektieren, wer deportiert wurde und wer blieb. So auch in Czyżew, wo man die Zahl der Kommunisten an den Fingern einer Hand abzählen konnte. Kommunisten waren Atheisten, und was hatten die in einer orthodoxen Siedlung zu suchen? Einer von ihnen, ein großer Mann mit energischem Kiefer und kurz geschnittenem Haar, war vor dem Krieg Lehrer an der einzigen öffentlichen Schule gewesen. Er hieß Klar und war im Shtetl für seinen Atheismus, nicht aber seinen Kommunismus, bekannt, obschon seine Liebe zur Diktatur des Proletariats bereits in den ersten Tagen der sowjetischen Besatzung erkennbar wurde. Er denunzierte Personen, mit denen er noch kurz zuvor freundschaftlich verkehrt und deren Kinder er unterrichtet hatte. Wie aus dem Erinnerungsbuch der

Gemeinde Czyżew hervorgeht, konnten einige Überlebende ihren Abscheu noch Jahre später präzise artikulieren. Wie konnte er nur?

Knapp zwei Jahre nach der Ankunft der Sowjets fielen die Deutschen in Czyżew ein. Mit dem »Unternehmen Barbarossa« wollte Hitler die UdSSR innerhalb eines Sommers in die Knie zwingen. Die Wehrmacht stürmte vorbei, allerdings nicht ohne vorher von den katholischen Polen aus der Gegend willkommen geheißen worden zu sein. Zu diesem Zweck wurde ein improvisierter Triumphbogen an der westlichen Zufahrtsstraße nach Czyżew errichtet. Das geht aus dem Bericht eines polnischen Widerstandskämpfers hervor, der damals die Region um Białystok bereiste. Der Mann war Offizier der Armia Krajowa oder »Heimatarmee«, der größten Widerstandsarmee im besetzten Polen mit klassischer Kommandostruktur, deren Leitung ihre Befehle von der Exilregierung empfing. In dem Bericht, den er für seine Vorgesetzten anfertigte, bestätigte der Offizier, was die Regierung im Ausland bereits befürchtete, nämlich dass die in dieser Region ansässigen Polen die Deutschen als Befreier ansahen. Weiter östlich, in Litauen, sei es noch schlimmer, schrieb der Offizier. Dort komme er gerade her.

Die Einwohner der Gegend um Czyżew dämpften bald ihre anfängliche Begeisterung. Ebenso wie die Sowjets schienen auch die Deutschen gewillt, die polnische Nation auszulöschen. Die Einwohner wurden gezwungen, für die Kriegsmaschinerie zu produzieren, entweder als Bauern auf eigenem Grund und Boden oder weiter westlich in der Industrie des Dritten Reiches. Dennoch herrschte in diesen ersten Tagen Erleichterung über den Abzug der Kommunisten. Unter den antisemitischen Polen vor Ort gab es außerdem hohe Erwartungen in Bezug auf die Art und Weise, wie mit den Juden abgerechnet werden sollte. Sie galten vielen in der Region als Kollaborateure, da manche – Männer wie der Lehrer Klar – die Ankunft der Roten Armee 1939 begeistert begrüßt hatten. Der schon relativ alte Mythos von der Austauschbarkeit von Juden und Kommunisten war in den späten Dreißigerjahren von der Propaganda der Nationaldemokraten – den »Endeks« nach der polnischen Abkürzung Endecja – kräftig genährt worden, und die Deutschen verliehen solchen Botschaften

neuerdings Flügel. Wie der Widerstandskämpfer in seinem Bericht darlegte, sei »die Animosität gegen die Juden« inzwischen so ausgeprägt, »dass die örtliche Bevölkerung sich nicht vorstellen kann, wie künftig ein normales Verhältnis wiederhergestellt werden soll«.

In Czyżew traf der Mann keine jüdischen Einwohner mehr an. Zum Teil hatten sie mit der Roten Armee den Rückzug angetreten. Andere seien auf der Straße zwischen Zaremby und Czyżew »verschwunden«, erfuhr er von den Bauern aus der Umgebung. Die Straße ist von Seen und Erdspalten umgeben. Eine spätere Rekonstruktion hat ergeben, dass hier kurz nach dem Einmarsch der Deutschen bei der Gemeinde Szulborze Wielkie mehr als zweitausend Einwohner von Czyżew ermordet wurden. Eine Gruppe polnischer Zivilisten hatte den Einmarsch der deutschen Soldaten als Startsignal zu einem Pogrom interpretiert, das sich unter deutscher Führung zu einem systematischen Massaker auswuchs.

Historiker sagen mir, dass schwer zu überprüfen sei, was genau passiert ist. Reinhard Heydrich, der Chef des Reichssicherheitshauptamts (RSHA), hatte im gleichen Monat in einem Brief an die Chefs der Einsatzgruppen »in Erinnerung« gebracht, es sei »zweckmäßig örtliche Volkspogrome [...] auszulösen«, »allerdings spurenlos«, »ohne dass sich die örtlichen ›Selbstschutzverbände‹ später auf Anordnungen oder auf gegebene politische Zielsetzungen berufen können«.

Cholewicki, der Bauer aus dem benachbarten Flecken Godlewo Wielkie, dessen Sohn ich besucht habe, war zwei Tage nach dem Einmarsch der Deutschen an einer Stelle entlanggegangen, wo vorher stundenlang Geschützfeuer zu hören gewesen war. Er hatte gesehen, wie sich der Boden bewegte, und angenommen, es liege an den Gasen, die bei der Leichenverwesung freigesetzt werden. »Ein höllischer Anblick«, sollte er später zu seinem Sohn sagen. Mindestens zwei von Malas Angehörigen wurden Opfer dieser ersten Welle von Morden, darunter Fraida Saper, die Zwillingsschwester ihrer Mutter.

Erkennt man heute noch etwas vom Czyżew der Vorkriegszeit? Nicht wirklich. Ein paar alte Holzhäuser mit schrägen Dächern vermitteln

wohl einen Eindruck von damals, obwohl die meisten in grellbunten Farben getüncht sind, die die Dorfbewohner vor 1941 nicht verwendet haben. Auf einigen sieht man sogar blaue Dachziegel, was ihnen ein legohaftes Aussehen verleiht. Fließend Wasser gibt es erst seit den Fünfzigerjahren, nicht viel später kam dann auch Strom dazu. Der alte Marktplatz ist nicht schwer wiederzufinden, obwohl inzwischen der Verkehr nach Białystok im Osten oder Warschau im Westen darüber hinwegdonnert. Die Kirche steht noch, ein überdimensionierter Bau, der sich breit und sahnweiß über alle anderen Gebäude erhebt; es ist gleichzeitig das einzige Bauwerk auf dem ehemaligen Marktplatz ohne Reklametafeln oder laute Fassade. Selbst eine Synagoge, die alles überlebte, ist mit Werbung zuglekleistert. Werbebanner bedecken den roten Ziegelstein. Eines schreit: »Wipasz!«. Es ist der Name eines großen Fleischverarbeitungsbetriebs.

Im Ort gibt es auch ein Denkmal. Ich entdecke es nicht weit vom ehemaligen Hauptplatz gegenüber einem blau gestrichenen, als Postamt dienenden Holzhaus. Es besteht aus einem aufrecht stehenden Granitklotz mit messingfarbener Gedenktafel. Die Inschrift erinnert an »die Polen, die im Kampf um die Wiedererlangung der Unabhängigkeit unseres Landes starben«. Gemeint ist der schon erwähnte Krieg zwischen der blutjungen polnischen Republik und der ebenfalls neu erstandenen UdSSR. Die Polen, die darin ums Leben kamen, stammten nicht aus dem Shtetl Czyżew. Wie ist dieses 1928 errichtete Denkmal also in einer Stadt gelandet, deren Bevölkerung fast vollständig jüdisch war und sich herzlich wenig für die wiedergewonnene Unabhängigkeit Polens interessierte? Ein Lokalhistoriker erklärt mir, dass solche Denkmäler in den hiesigen Shtetls nicht ungewöhnlich sind; man müsse sie als Hinweise auf die Wahlsiege der antisemitischen Endecja betrachten. Indem die Endeks mit Knüppeln bewaffnet an den Wahlurnen Posten bezogen, hinderten sie die Juden an der Stimmabgabe. Hatten sie dann einmal in der Verwaltung der jüdischen Gemeinden Fuß gefasst, konnten sie die Einwohner mit einem solchen Denkmal verhöhnern. »Etwa so: Wir sind in Polen, und wir ehren Polen.«